

FORUM

Supervision

Neue Normalitäten

Jürgen Link

Ludwig Pongratz

Manuela Kleine

Annette Quidde

Horst Teuber

Vanessa Rumpold

Sabine Behrend

Jörg Seigies

Hermann Steinkamp

Katharine Gröning

FoRuM Supervision: Neue Normalitäten (Heft 44)

22. Jahrgang

Herausgegeben von

Prof. Dr. Katharina Gröning
Angelica Lehmkühler-Leuschner

Redaktion

Jan-Willem Waterböhr, M.A.

Kontakt

Zentrum für wissenschaftliche Weiterbildung an der Universität Bielefeld e. V. (ZWW)

Weiterbildender Masterstudiengang "Supervision und Beratung"

z. Hd. Frau Prof. Dr. Katharina Gröning

Postfach 100131

33501 Bielefeld

E-Mail: onlinezeitschrift.supervision@uni-bielefeld.de

Homepage: <http://www.beratungundsupervision.de>

ISSN 2199-6334

November 2014, Universität Bielefeld



Herausforderungen durch neue Normalitäten in der Krise?

Zusammenfassung

Der Artikel entwickelt in seinem ersten Teil das Konzept des Normalismus und seine Tauglichkeit als Schlüssel zum Verständnis einer mehrdimensionalen Krise wie der seit 2007. Er erklärt die "Ansteckungs"-Mechanismen zwischen ökonomischer, sozialer und psychischer Denormalisierung (Verlust von Normalitäten). Im zweiten Teil wird dann das Konzept des Coaching im Horizont des Normalismus mit dem der Supervision konfrontiert.

Normalität und Krise scheinen in einem einfachen Verhältnis zu stehen: Krise bedeutet Einbuße an Normalität bis hin zum Verlust von Normalität – wir wollen sagen: Denormalisierung –, und Überwindung der Krise ist demnach gleich Normalisierung. Die Krise liegt demnach zwischen zwei Normalitäten: einer vorgängigen, 'alten' Normalität, und einer „neuen Normalität“, englisch einem „new normal“, nach Überwindung der Krise. Wenn aktuell, im Jahre 2014, von „Krise“ die Rede ist, so ist damit meistens noch immer die große, globale Finanz- und Wirtschaftskrise gemeint, die 2007 in den USA 'ausbrach', wie es heißt, und die dann bis 2009 zuerst die sogenannten reichen Länder des Westens ergriff, bevor sie wie eine Wasserblase auf der Herdplatte zwischen anderen Ländern hin und herhüpfte. In manchen Gebieten, zum Beispiel am Mittelmeer, setzte sie sich fest, und es entstanden dort chronische „Krisenländer“, wie es heißt. In den Ländern der 1. Welt – ich spreche von der 1. Normalitätsklasse – ist die Krise seither zumindest scheinbar überwunden, also eine neue Normalität eingekehrt. Dabei spielte Deutschland sozusagen die Rolle des Musternormalisierers, zuerst als eine sogenannte 'Insel der Seligen', der dann die anderen G7-Länder, zuletzt die USA, gefolgt seien.

Woran misst man nun die Normalisierung der Krise? Wie wir alle wissen, am 'Wachstum'. Käme ein intelligenter ET auf die Erde, der nur die Statistik der meistverwendeten Wörter registrieren und der daraus auf die Wichtigkeit schließen könnte, so fiel ihm sicher in erster Linie das Wort 'Wachstum' auf. Er müsste schließen, dass das Konzept 'Wachstum' das wichtigste der Terraner wäre – kurz danach käme sicher schon 'das Normale' bzw. die 'Normalität' oder 'Normalisierung'. Wir werden auf das 'Wachstum', englisch '*growth*', im Zusammenhang mit Supervision und Coaching zurückkommen; ich erwähne vorweg nur, dass dieser Begriff nicht bloß ökonomisch und soziologisch, sondern auch psychologisch funktioniert: Der inzwischen globalisierten US-amerikanischen Therapiekultur für Normale geht es bekanntlich in erster Linie um '*personal growth*', um 'persönliches Wachstum'.

Zuvor aber muss ich in aller Kürze und sehr gerafft das Konzept des Normalismus skizzieren, das Sie in ebenfalls bereits kondensierter und aktualisierter Form in meinem Buch *Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart (mit einem Blick auf Thilo Sarrazin)*, nachlesen können (Link 2013a).

In was für einer Gesellschaft leben wir eigentlich? In einer industrialistischen oder postindustriellen, einer bürokratischen oder szientistischen (Wissengesellschaft), einer Konsumgesellschaft oder schlicht entweder in einer kapitalistischen oder ebenso schlicht einer demokratischen? Sicher schließen all diese Benennungen einander nicht aus; es fehlt aber ein wichtiger

Aspekt, der für das Konzept des Normalismus die entscheidende Voraussetzung darstellt. Wir leben auch in einer verdateten Gesellschaft.

Was sind verdatete Gesellschaften? Verdatete Gesellschaften sind solche, in denen ein 'Wille' zur möglichst totalen statistischen Selbsttransparenz herrscht. Historisch gesehen, werden sporadisch seit der frühen Neuzeit, stärker seit dem 18. und systematisch seit dem frühen 19. Jahrhundert, in zunehmend vielen gesellschaftlichen Bereichen flächendeckend und routinemäßig kontinuierlich Massendaten erhoben, um die jeweiligen Massenverteilungen konstruieren zu können. Diese Verdatung beginnt historisch mit direkt physisch messbaren Feldern wie demografischen (Geburten und Sterbefälle, was eine wichtige Datenbasis für den Aufstieg des normalistischen Versicherungswesens lieferte), ökonomischen (besteuerbarer Besitz, Waren- und Kapitalströme), meteorologischen (Temperaturen und Niederschläge), körperbezogenen (Körpergröße, Körpergewicht usw.), medizinischen (Körpertemperatur, Blutdruck usw.) und soziologischen (Einkommensverteilung usw.). Später werden indirekte Methoden der Messung entwickelt, um auch kognitive und psychische Phänomene verdatet zu können. Die Methode der anonymisierten repräsentativen Umfragen beruht auf der Annahme, dass absichtliche Täuschungen selten sind und sich in der Masse ausgleichen. Tatsächlich entsteht bei den Subjekten verdateter Gesellschaften eine Art „Wille zum Bekenntnis der eigenen Daten“, wofür nach dem 2. Weltkrieg die Datenrevolution der Kinsey-Reports auf dem Gebiet der Sexualität einen weltweit aufsehenerregenden Musterfall darstellte. Heute erweist sich dieser Wille milliardenfach multipliziert in der Lust, persönliche Daten ins Netz zu geben. Die Methode der Tests beruht dagegen auf der Annahme, dass für unzugängliche Objekte messbare Symptome gefunden werden können (Intelligenzquotient, Geschäftsklima, Stresstest usw.). Schließlich werden sowohl bei Befragungen wie bei indirekten Leistungsmessungen imaginäre Punkte-Skalen entwickelt, und diese tendenziell totale 'Verpunktung' ist vielleicht die am meisten charakteristische Tendenz der Verdatung. Entscheidend ist, dass sich die gesamte Verdatung auf Eigenschaften von Massen bezieht, die zwar, soweit sie sich auf Menschenmassen erstreckt, auf Eigenschaften von Personen aufbaut, aber bloß auf standardisierten Masseneigenschaften wie 'Körpergewicht', 'Blutdruck' oder 'Einkommen'. Bereits hier erweist sich, dass personenbezogene, standardisierte Masseneigenschaften wie 'Optimismus', 'sexuelle Befriedigung' (in den Kinsey-Reports) oder 'Intelligenz' (als Ergebnis von IQ-Tests), seit geraumer Zeit auch 'Lebensqualität', 'soziale Gesundheit', bzw. eben 'personal growth' oder gar 'Glück', möglicherweise grundsätzlich prekär sind, da sie nur sehr indirekt gemessen werden können. Die wichtigste aktuelle Entwicklung der Verdatung geht natürlich von der elektronischen Revolution aus, deren Dynamik durch den Begriff 'Big Data' gekennzeichnet wird: Damit ist die enorme, nahezu unfassbare Steigerung von Datenerfassung, Datenspeicherung und statistischer Datenverarbeitung nach Quantität und Geschwindigkeit gemeint. Allerdings bleiben auch in diesem neuen Datenregime die normalistischen Grundstrukturen, die im folgenden kurz skizziert werden, im wesentlichen erhalten (vgl. Link 2013b).

Was sind nun die Charakteristika des spezifisch normalistischen „Blicks“ auf die Daten? Verdatung ist noch nicht Normalismus – sie ist dessen notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung. Der normalistische Blick auf die Daten ist allgemein an Verteilungskurven (von Massen) und insbesondere am Vergleich mit den normalistischen Basiskurven interessiert, also der Normalverteilung im räumlichen Nebeneinander und dem Normalwachstum (der 'wachsenden

Schlange' des normalen Wachstums) im zeitlichen Nacheinander. Unter der wachsenden Schlange verstehe ich eine ununterbrochene Serie logistischer Kurven, wie sie den Idealtyp des 'Normalwachstums', etwa als ideale Kurve der Konjunktur, darstellt: starker Aufschwung, Abflachung bis zum Nullwachstum, neuer Aufschwung und so weiter. Da beide Kurven perfekt symmetrisch sind, scheinen sie zu signalisieren, dass eine konkrete Massenverteilung bzw. dass ein konkretes massenhaftes Wachstum sich in einem Zustand von 'Gleichgewicht' bzw. 'Stabilität' befindet. Hier zeigt sich also die Funktion der Normalität als dynamischer Spielart von Stabilität. Ein fortgesetztes exponentielles Wachstum würde, wie intuitiv deutlich ist, in eine katastrophische Situation führen (Die Sorge um „Blasenbildungen“ an den Börsen ist eine Konsequenz dieser Einsicht). Ein solches Wachstum muss also zyklisch jeweils wieder 'gebremst', d.h. 'normalisiert' werden – kommt es dagegen zu 'Stagnationen' des Wachstums, so fordert der Normalismus 'Stimulationen'. Man kann daher den Normalismus auch bildlich als die notwendige Bremse (bzw. umgekehrt als den notwendigen Choke) für den Motor der modernen Wachstumsdynamik begreifen.

Aus den Idealtypen der Normalverteilung und des Normalwachstums als basalem 'Orientierungs'-Rahmen des Normalismus erklärt sich die entscheidende Rolle von 'Kennziffern' (Indexzahlen), die als Symptome für den jeweiligen Grad an Normalität einer Entwicklung gelesen werden können. Zahlen pflastern die vielen Wege des Normalismus: normale (mittlere), supernormale und subnormale Kennziffern der diversen Kurven des Wachstums und als eine Art basales „Thermometer“ des Gesamtprozesses die Indexzahlen der Börsenkurven. So lässt sich die 'Geschichte' der Krise von 2007ff. zunächst als vieldimensionale Folge von Daten 'erzählen': Börsenindizes, Zinshöhen, Schuldenindizes, Staatshaushaltsdefizite, Arbeitslosenprozente, Geburtendefizite, Migrationszahlen, Wahlergebnisse u.v.a.

Für unsere Fragestellung ist nun entscheidend, dass die normalistischen Dispositive multifunktional sind, und sich eben nicht nur für ökonomische und im weiten Sinne soziologische, sondern gerade auch für medizinische und im weiten Sinne psychologische Phänomene eignen. So erweisen sich gerade in den „Krisenländern“ medizinische, versicherungsbezogene und psychiatrische Daten (Depressionen und Suizide) als Kennziffern der Denormalisierung. Bei den normalistischen Dispositiven geht es also um Querschnittskategorien, die sich gleichermaßen zur Verdattung ganz verschiedener Teilsysteme, mit Luhmanns Systemtheorie gesprochen, eignen. Wenn Luhmann sich fast nur für Ausdifferenzierung interessierte und Entdifferenzierung für vormodern hielt, haben wir es gerade bei modernen Krisenprozessen mit vielfältigen Ent- und Umdifferenzierungen zu tun, wie es metaphorisch als 'Ansteckung' – etwa des Gesundheitswesens, insbesondere der psychischen Gesundheit bzw. der Alltagsmentalität ganz allgemein durch die Ökonomie – gefasst wird.

Unter normalismustheoretischem Aspekt sind die wichtigsten Kennziffern die Normalitätsgrenzen. Idealtypisch lassen sich die Normalitätsgrenzen am Beispiel der Normalverteilung illustrieren: Sowohl bei der horizontalen wie bei der vertikalen Normalverteilung liegt der höchste Grad an Normalität in der Mitte, also in der Zone der Durchschnitte – nach rechts und links bzw. nach oben und unten nimmt der Grad an Normalität symmetrisch ab, die Daten werden immer 'extremer'. Mathematisch gesehen, ist die Kurve stetig, kennt also keine Einschnitte. Dennoch erscheint es für die normalistische Mentalität evident, dass das Normalspektrum

(*normal range*) irgendwo im Bereich der 'Extreme' enden muss. Da diese Normalitätsgrenzen nicht mathematisch bestimmbar sind, müssen sie symbolisch, also kulturell festgelegt werden. Das geschieht nach jeweils verschiedenen Kriterien. Beim Blutdruck geht es um die Grenze zur Hypertonie nach oben bzw. nach unten zur Hypotonie. Das wird festgelegt etwa nach Statistiken von Herzinfarkten. Beim IQ werden etwa 130 und 70 als Grenzen zur Anormalität (Hochbegabung oben und geistige Behinderung unten) festgelegt. In der Politik setzt die 5-Prozentklausel die Grenze der normalen Politik nach links und rechts fest.

Da die Normalitätsgrenzen also kulturell etabliert werden müssen, kann es gesellschaftliche Kämpfe darum geben, wo sie konkret liegen sollten. Diese kulturelle Plastizität der Normalitätsgrenzen bildet die Voraussetzung für historisch verschiedene Regime des Normalismus.

Aufgrund des normalistischen Kontinuitätsprinzips, das einen stetigen und graduellen Übergang zwischen normalen und anormalen Sektoren in einem bestimmten Normalfeld postuliert, lassen sich nun rein theoretisch zwei idealtypische, polar entgegengesetzte Strategien zur Festlegung der Normalitätsgrenze vorstellen:

Die erste Möglichkeit besteht darin, dass das Normalspektrum möglichst eng gefasst (kontrahiert) und durch symbolisch wie auch praktisch robuste Normalitätsgrenzen geschützt wird. Je schmaler das Normalspektrum, je enger um die ‚Mitte‘ der Durchschnitte herum es gelagert ist (je geringer die Standardabweichung), umso breiter die Zonen der Anormalität, also das Anormalspektrum. Da diese Strategie faktisch die ersten eineinhalb Jahrhunderte des Normalismus dominiert hat, sei sie als 'protonormalistisch' bezeichnet (was ihre Fortdauer oder auch Wiederkehr keineswegs ausschließt). Die symbolische Beschwerung der Normalitätsgrenzen erfolgt dabei im allgemeinen durch Kopplung mit vornormalistischen Ideologien wie etwa solchen der 'Naturgesetzlichkeit', darunter auch mit biologistischen Ideologien, wie es der Fall Sarrazin zeigt. Die kulturelle Beschwerung der Normalitätsgrenzen geschieht vor allem durch Kopplung mit dem juristischen Normativismus oder mit im weitesten Sinne medizinischen Indikationen. In beiden Fällen wird die Normalitätsgrenze nicht nur symbolisch, sondern auch materiell durch Mauern (von Gefängnissen und Anstalten, schließlich Lagern und KZs) markiert. Bei der Kopplung mit dem juristischen Normativismus wird die Anormalität automatisch mit der Kriminalität begründet. Typisch dafür war im 19. Jahrhundert die Theorie vom 'geborenen Verbrecher', dessen als unumkehrbar betrachtete Kriminalität auf eine anormale Erbanlage zurückgeführt wurde. Bei der Kopplung mit medizinischen Indikationen entscheidet die Diagnose körperlicher, seelischer oder geistiger 'Abweichung' über die Separation (Trennung von der normalen Bevölkerung) und die Internierung in einer Anstalt. In beiden Fällen bilden die Mauern eine deutlich sichtbare Normalitätsgrenze. Diese massiv materielle Normalitätsgrenze schreckt nach außen hin (in Richtung der normalen Bevölkerung) dramatisch ab. Nach innen 'stigmatisiert' sie. Obwohl also auch hier immer gilt, dass zwischen dem 'höchstplatzierten' Individuum innerhalb der Mauer und dem 'am niedrigsten platzierten' außerhalb Kontinuität besteht, schaffen die protonormalistischen Apparate eine scharfe symbolische Zäsur, einen dramatisch sichtbaren 'Schnitt'. Kulturell werden dadurch zwei scheinbar klar getrennte Teil-Bevölkerungen geschaffen. Da die 'Anormalen' die Grenze wegen ihrer Massivität nicht überschreiten, sich also nicht normalisieren können, wird das Stigma zu ihrer 'Identität'. Jedes protonormalistisch als 'anormal' konstituierte Individuum wird als 'wesenhaft anormal' fabriziert – es bleibt sein Leben lang

stets 'anormal'. Die 'Anormalen' erscheinen nun also kulturell als eine 'ganz andere Sorte Mensch' als die 'Normalen' und zwar als potentiell 'gefährlich' – wegen der dennoch zugrunde liegenden normalistischen Kontinuität wächst die Denormalisierungsangst der 'Normalen' im Protonormalismus in durchaus 'pathologische' Dimensionen: Die 'Normalen' fürchten eine Art 'Ansteckung' durch die 'Anormalen'.

Rein theoretisch lässt das Stetigkeits- und Kontinuitätsprinzip aber von Anfang an auch eine genau entgegengesetzte Strategie zu: Wenn der Übergang zwischen Normalität und Anormalität kontinuierlich, stetig, graduell und fließend ist, dann könnten die Normalitätsgrenzen auch möglichst weit 'außen' von der 'Mitte' gelegt werden, wodurch das Normalspektrum maximal verbreitert würde (Expansion). Große Teile der protonormalistischen 'Anormalitäten' lassen sich auf diese Weise voll in die Normalität integrieren, und weitere Teile können in breiten Übergangszonen ebenfalls symbolisch inkludiert werden. Gleichzeitig zielt diese Strategie darauf ab, den abschreckenden Charakter der Normalitätsgrenzen möglichst zu verringern. Das geschieht durch Taktiken wie 'offenen Vollzug', 'Freigang', 'Integration' und 'Inklusion' von Behinderten ins Schulsystem, von Einwanderern in die traditionelle Bevölkerung, bei geschlechtlich polarisierten Lagen durch 'gender mainstreaming' von Frauen. Diese zweite mögliche normalistische Strategie sei flexibel-normalistisch genannt. Sie hat in den meisten westlichen Gesellschaften seit dem Zweiten Weltkrieg schrittweise und bis auf weiteres die kulturelle Hegemonie errungen. Leitende kulturelle Vorstellungen des flexiblen Normalismus sind die Annahme relativ hoher kultureller Plastizität, also die Ablehnung von Biologismen. Dementsprechend wird die Lernfähigkeit der Individuen hoch eingeschätzt, ebenso ihre Integrations- und Inklusionsfähigkeit, einschließlich ihrer Resozialisationsfähigkeit nach normativen Sanktionen. Damit aber ist die flexibel-normalistische Konstituierung eines Individuums als 'anormal' kein lebenslang fixes Stigma, sondern prinzipiell reversibel.

Wenn wir nun fragen, was Supervision und Coaching mit Normalismus zu tun haben, so handelt es sich bei beiden um Dispositive, die das Wachstum – sei es im Sinne von *personal growth*, sei es im Sinne monetarisierbarer Kompetenz – ihrer Klienten stimulieren sollen. Teilweise, mehr in der Supervision als im Coaching, geht es bei den Berufen der Klienten direkt um die Normalisierung anormaler Klienten zweiten Grades, zum Beispiel von Behinderten oder auch von traumatisierten Flüchtlingen. Katharina Gröning unterscheidet Supervision und Coaching nach den je dominierenden theoretischen Konzepten: der hermeneutischen, humanistischen Psychologie dort und dem systemtheoretisch orientierten Funktionalismus hier (Gröning 2007). Im normalismustheoretischen Kontext handelt es sich bei beiden Ansätzen um flexibel-normalistische Dispositive. Weder im einen noch im anderen Fall spielen enge Normalspektren, harte Normalitätsgrenzen und Stigmatisierung von vorgeblich 'Anormalen' eine Rolle. Ein klarer Unterschied ist dennoch der, dass der Blick des Coaching einseitig und geradezu starr auf die obere Normalitätsgrenze gerichtet ist, in deren Richtung die Klientel eben gecoacht werden soll. Während es der Supervision auch darum geht, 'Verlierer aufzufangen', also bestimmte Klienten vor dem Absturz in die Subnormalität zu bewahren, dreht sich Coaching kaum um Probleme wie Burnout, also klare Anormalitäten. Coaching stammt sowohl als Begriff wie als Dispositiv aus dem Sport, so dass sich ein vorgängiger Blick auf das Verhältnis von Sport und Normalismus empfiehlt.

Die Weltranglisten individueller oder kollektiver (Mannschaften) Spitzensportler stellen den bekanntesten und populärsten Fall von normalistischer Verpunktung, Konkurrenz und Verstarung dar. Obwohl sie nur das supernormale Segment – das aber umso intensiver – auf die äußeren und inneren Bildschirme der Kultur projizieren, entwerfen sie stets indirekt ein sportliches Ranking der gesamten Population: Nicht nur schließen sich an die Spitzen-Ligen kontinuierlich weitere Ligen bis zu den gänzlich „normalen“ Kreisklassen und darüber hinaus zum „Massensport“ aller Schulklassen an, aus denen die „Talente gefischt werden“ – vor allem erlauben sie den Massen der bloß passiven Zuschauer per Identifikation ebenfalls das imaginäre 'Mitspielen' im weltweiten 'Massenmarathon'. Wenn also die Spitzenligen mit ihrer Dreiteilung (Champions League, Mittelfeld, Abstiegszone) eine Quasi-Normalverteilung suggerieren, so multipliziert der normale Zuschauer diese Kurve auf die Gesamtpopulation, in deren 'Mittelfeld' er sich selber situiert. Diese Quasi-Normalverteilung der gesamten Population ist jedoch kontrafaktisch imaginär, weil die wirkliche Verteilung eher paretoförmig (mit großem Sockel von 'Flaschen') sein dürfte.

Das bleibt im kulturellen Unbewussten, weil der medialisierte Sport in seinen meisten Dimensionen basale Kategorien des Normalismus geradezu modellsymbolisch inszeniert: die Masse, die Atomisierung, die Kontinuität eines Feldes, die Spezialisierung, die Konkurrenz, die „Leistung“ und die „Motivation“ – und all das strukturiert durch Verpunktung, Verdattung und Ranking. Auch das Normalwachstum ist durch das Spiel der „Rekorde“ sportlich abgebildet: Wenn der einzelne Wettkampf bzw. die einzelne Wettkampfsaison die Quasi-Normalverteilung ritualisiert, symbolisiert das Höherrücken der Rekorde den „Fortschritt“ der gesamten Streuung und also das Normalwachstum. (auch hier dürfte sich aber eine Tendenz zur Abflachung der Kurve erweisen, der mit Doping entgegengewirkt wird). Wie eng die kulturelle Symbiose zwischen Sport und Normalismus ist, erweist sich nebenbei in den statistischen Spielereien, mit denen die medialen Inszenierungen sportlicher Ereignisse bis zum Überdruß garniert werden.

Insofern kann es nicht überraschen, dass der Sport (konkret in verschiedenen Sportarten) auch als eines der basalen Kollektivsymbole einer normalistischen Kultur fungiert. So reproduzieren wichtige kulturelle Institutionen, wie die medialisierte Popmusik aufs genaueste die sportlichen Klaviaturen (Ranking in den Charts oder anderen medialen Formaten der 'Suche nach Superstars'). Das Internet erlaubt die Universalisierung solcher normalistischen Spiele (Crowdranking). Insbesondere hat sich eine regelrechte kulturelle Symbiose zwischen Sport und flexiblem Normalismus herausgebildet: Neben Popfilm und Popmusik ist der Sport das wichtigste Feld für Prozesse der Verstarung, und die Stars dienen als Vor-Bilder flexibel-normalistischer 'Charaktere': in ihrem hedonistischen und permissiven Lifestyle, besonders auf sexuellem Gebiet, aber auch in ihren kurvenreichen Karrieren, in denen es exemplarisch um Überschreitung von Normalitätsgrenzen mit ihrer ganzen Ambivalenz und ihrem Absturzrisiko geht.

Das Modell des Sports illustriert recht gut die normalistische Dimension des Coaching. Es geht um Steigerung, also Wachstum, von 'Leistung' und 'Motivation'. Dazu dient die Implementierung eines sportlichen Konkurrenzdispositivs ins Subjekt. Dieses Dispositiv kann – wie im Sport – sowohl auf das Individuum wie auf das Team bezogen sein – wenn auf das Team, dann geht es mit individueller Konkurrenz innerhalb des Teams einher. Ein Grundproblem des Normalismus ist die Problematik einer Messung von 'Leistung' – das einfachste Mittel von Leistungsmes-

sung ist die monetäre Messung. Dieses Verfahren verlötet den Wachstumsnormalismus mit dem Kapitalismus und ermöglicht nebenbei auch eine einfache Verpunktung. Das schlägt sich in Coaching-Kategorien wie 'employability' und 'unternehmerisches Selbst' nieder. Zum Coaching gehört wie im Sport dann immer auch die sogenannte 'Begleitung' des mit dem sportlichen Rekordwillen unlöslich verbundenen Stress bis hin zur Doping-Problematik: Stichwörter etwa 'Zeitmanagement' und 'work-life-balance'. Wo die obere Normalitätsgrenze den Blick völlig beherrscht, wird allerdings wie ein Schatten die Denormalisierungsangst als Angst des Umschlags von der oberen zur unteren Normalitätsgrenze endemisch: Das ist die Angst vor dem Burnout, und Coaching muss also stets auch versuchen, dem Klienten Tipps zur Kontrolle von Denormalisierungsangst zu vermitteln, bekannt als 'Depressionsabwehr'. Konkret müssen Kontrollmechanismen gegen die Suchtfalle eingebaut werden, die darin besteht, dass Stimulationen einschließlich Tabletten auf die Dauer keine supernormalen 'Leistungen' mehr ermöglichen, sondern bloß noch vor der Depression, also dem Absturz in Richtung untere Normalitätsgrenze bewahren sollen.

Dieser Versuch einer Skizze der normalistischen Dimension von Coaching implizierte kritische Aspekte, deren gemeinsamer Nenner im Defizit an Reflexivität liegt: Genau wie im Sport setzt Coaching das restlose Eintauchen ins Spiel mit seinen Spielregeln voraus – würden die Ziele des Wachstums, des Strebens zur oberen Normalitätsgrenze (*enhancing*) und der Konkurrenz grundsätzlich infrage gestellt, bräche ja die spezifische Coaching-'Motivation' zusammen. Demgegenüber ermöglicht Supervision nicht bloß Reflexivität, sondern soll sie sogar fördern. Dazu muss ich allerdings sagen, dass mir der Begriff 'Supervision' als solcher gar nicht behagt: Er erinnert mit seiner Kollektivsymbolik des 'von oben Beobachtens' geradezu an das Bentham'sche Panoptikum, wie Foucault es als Modell einer radikalen protonormalistischen Disziplinierung beschrieben hat. Dem eigentlich gemeinten Modell einer reflexiven Psychotherapie wird mit diesem Begriff jedenfalls schlecht gedient. Aber nicht den Begriff, sondern das Konzept gilt es unter normalismustheoretischem Aspekt zu betrachten. Im Unterschied zum Coaching ist Supervision weder starr auf einen Wettlauf zur oberen Normalitätsgrenze (*enhancing*), noch auf einen letztlich monetären Leistungsbegriff bezogen. Man kann sagen, dass Supervision sich um das gesamte Normalspektrum, vor allem um den mittleren Bereich, aber gerade auch um den unteren kümmern möchte („*Verlierer auffangen*“). 'Teamfähigkeit' soll dabei nicht teaminternen Konkurrenzwettkampf, sondern Erschließung der Produktivität von Solidarität bedeuten.

Abschließend nun der Versuch eines erneuten Blicks auf die Krise und die sich abzeichnenden neuen Normalitäten (*new normal*), die sich als Resultat ihrer Normalisierungsversuche bereits beobachten lassen. Die Haupttendenz dieser Normalisierungsversuche ist paradox bzw. beängstigend: Sie besteht nämlich darin – von der Ökonomie bis zur Psychologie und Mentalität – die forcierte (*enhanced*) Wachstumsdynamik, die zur Krise geführt hat, nicht bloß zu restaurieren, sondern zusätzlich zu steigern. Das betrifft nicht bloß das restaurierte quasi-exponentielle Wachstum der Börsenkurse (das sogenannte 'Zocken'), sondern die gesamte kulturelle Mentalität, die üblicherweise als 'neoliberal' bezeichnet wird (was für mich einen Missbrauch des schönen Begriffs der Liberalität impliziert). Konkret auf unser Thema bezogen, wird jene Mentalität restauriert und weiter gesteigert, die das Coaching gegenüber der Supervision auszeichnet. Infragestellung des Wachstumskonzepts ist heute so unzeitgemäß wie niemals seit den 1970er Jahren – trotz allen Nachhaltigkeits-Geschwätzes, das mehr und mehr auf sogenanntes 'nach-

haltiges Profitwachstum' hinausläuft. Unter dem Aspekt des Normalismus bedeutet das einen flexiblen Normalismus mit ständig zunehmender Spreizung der Kurve der Normalverteilung sowie ihrer forcierten Dynamisierung in Richtung obere Normalitätsgrenze. Dem entspricht eine forcierte Dynamisierung der Kurve des Normalwachstums, der dieser Kurve genau jene quasi-exponentiellen Segmente implementiert, die zum Crash und zur Krise geführt haben. Das Konzept des Normalismus erlaubt es zu begreifen, warum diese Art Dehnung und Dynamisierung der Basiskurven nicht bloß die Ökonomie betrifft. Kultur, Mentalität und Massenpsyche werden, vermittelt über die plurifunktionalen normalistischen Dispositive, 'angesteckt'. Die allgemeine Klage über Zeitstress, Konkurrenzstress, Karrierestress und Beziehungsstress bringt diese Symptome der Annäherung an einen drohenden neuen Krisenschub auf den Begriff des Stress. Dagegen sollen Stresstests der Banken versichern. Vielleicht sollte aber ein Blick auf den modellhaften normalistischen Praxis-Diskurs des Sports warnen: Die Kurve des Normalwachstums der Rekorde tendiert dort zu asymptotischer Stagnation, der mehr und mehr bloß noch mit Doping entgegengewirkt werden kann (künftiges genetisches *enhancing* wäre bloß eine neue Form von Doping). Vom Sport könnte man also eigentlich lernen, dass es doch Grenzen des Wachstums gibt. Daran schlossen sich dann Überlegungen in Richtung 'transnormalistischer' Alternativen an, die sicherlich eher mit der Supervision als mit dem Coaching kompatibel gemacht werden könnten.

Literatur

- Katharina Gröning (2007): „Supervision und Coaching“, in: Forum Supervision (29), S. 4-16.
- Link, J. (2013a): Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart. Mit einem Blick auf Thilo Sarrazin, Konstanz: Konstanz University Press.
- Link, J. (2013b): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (5. Aufl.).